Eines Anarchisten legalistischer Weg

Episoden aus einem hinwegdemonstrierten Staat

◆

Oliver Adam

◆

In: **Styx 96, Nr. 1: … im Fluss brennend**.
Anthologie – Kurzprosa und Lyrik. Hrsg. Caroline Rusch, Claudius Wiedemann u. a.,
Verlag Styx 96, Augsburg 1997, ISBN 3-932811-00-3, S. 67 - 82.

1

Nicht, dass Jens A. zum Anarchisten erzogen worden wäre, nein! Elternwille war mit Politik der herrschenden Partei in Konfrontation nie getreten. Auch Lehrerauftrag dufte als erfüllt gelten. Mochte sich Staat einzelner Lehrer nicht vollkommen sicher wissen, so doch der Wirkung seiner Gesamtheit von Bildungs- und Erziehungsinstitutionen. Im Auftrag des Parteienblocks galt es, der Schüler Denken brav in gewiesene Rinne zu treiben. Grenzen der Ideologie waren ebenso klar zu achten wie weitergehende Fragen entschieden zu ächten. Allseitig entwickelte sozialistische Persönlichkeit hieß das Plansoll, das zu erzielende, wohlnormierte Produkt. Hohes Ziel erwies sich stets durch Zweifel gefährdet und von rechtem Maße Erziehung empfindlich abhängig. Nicht nur zurechtgeängstigte Labile sollten am Ende des Bildungsweges abgeforderte Phrasen ohne innere Überzeugung spucken, nein. Frei und unbeschwert offenen Blickes sollte die sozialistische Persönlichkeit in emporgestählter Überzeugungskraft freiwillig künden, was ihr zu denken vorgegeben, dass straff geschienter Geist, gerade angesichts der Feinde der DDR und deren ideologischer Diversion, jedem Angriffe unerschütterliches Bollwerk böte.

Wie Arbeiterfleiß in der Planerfüllung nie frei von Ausschuss war, so auch der Lehrer Arbeit nicht lückenlos von Erfolg gekrönt. Besonders ärgerlich die krassen Fehlentwicklungen: die Unbekümmerten. Sie nahmen Begriffe aus dem Trost-Vokabular der Ideologie ernst und lachten gar zur Unzeit. Sie hörten *„sozialistische*

Demokratie“ und vergaßen frech, dass diese als *„Diktatur der Arbeiterklasse"* definiert war. Sie lasen *„Diktatur der Arbeiterklasse“* und fragten, was der Arbeiter denn im Staate zu bestimmen habe oder was geringer man werden könne als Arbeiter. Und so hoffnungslos weiter. Solche Unbekümmerten setzten sich schnell dem berechtigten Verdachte aus, die wissenschaftliche Weltanschauung durch undialektische Wirklichkeitsbezüge lächerlich machen zu wollen. Als sei das Netz der Ideologie nicht fein genug geknüpft gewesen, um ihr Denken und Handeln eng zu fassen, mussten sie den funktionierenden Gliedern der Gesellschaft wie Gespenster anmuten. Wer unbehindert festgemauerte Wände unverhofft und unwirklich zu durchschreiten pflegt und spielerisch das Gehege missachtet, darf sich nicht wundern, wenn Absicht ihm unterstellt wird, selbst dann, wenn sie fehlt.

Jens A. gehörte zu diesen Unbekümmerten. Dabei konnte seinen Eltern durchaus kein Vorwurf gemacht werden, dass er so geraten war. Die beiden Genossen sprachen in den Wänden ihrer Wohnung zwar offen, was sie wirklich dachten, doch wer nicht? Solch heimliche Vergnügen leisteten sich doch auch die Konformsten daheim in der Strickjacke. Schon das unter Genossen selbstironisch vertraulich geflügelte Wort *„Eigentlich sind wir alle Kleinbürger“* zeigte, dass wohl keiner gefeit war vor heimeligem Zweifelchen. Es mochten einst die bürgerlichen Christen mit der Formulierung, sie seien alle Sünder vor dem Herrn, Ähnliches empfunden haben. Solche Sätze sind das Leben nicht zu ändern bestimmt, knacken nur leise vertraut im stabilen Gebälk.

Des Sohnes abenteuerliches Verhalten verunsicherte die Eltern schon. Er hatte sich ihnen mit manchem bösen Witz als Feind dieses Sozialismus sarkastisch offenbart, seine Zweifel gefährlich ins Grundsätzliche gerammt. Manchmal sannen die beiden Genossen ergebnislos darüber nach, wo sie Fehler gemacht haben mochten. Sie wurden vorsichtshalber strenger. Den Schreibtisch schmückten seither demonstrativ Propagandahefte, damit des Sohnes Schatten in den Augen der Gäste erfolgreich gebannt werde, nicht folgenschwer auf Eltern fiele.

Wenn Jens A. seinen Eltern einen Beitrag zu seiner politisch bewussten Haltung hätte gutschreiben wollen, so den, durch biedere Konformität ihrem Sohne vielleicht zum Stein des Anstoßes getaugt zu haben. Das ist nicht wenig. Jenes Steines bedarf wohl jede junge aufsprossende Individualität, um sich von ihm hart entschlossen abstoßend zu Eigenheit aufschwingen zu können, soll Flucht aus gefügtem Gehäuse gelingen, in welches die Herrschenden nett ihre Köder hängen, um den jungen Menschen schmeichlerisch umdrohend zu ihresgleichen zu verleiten.

Kaum hatte Jens A. seine Berufsausbildung beendet, schlug er für das Sommerhalbjahr sein Zelt am Stadtrand von Leipzig auf, floh der Eltern Gegenwart

ins Unbehauste. Im Herbst besetzte er eine leerstehende Wohnung. Bald zog er in die Wohnung einer Freundin um. Oft besuchte er ein Café im Stadtzentrum. Er arbeitete da und dort dies und das.

2

Es blieb nicht aus, dass Jens A., dessen künstlerische Ambitionen auch in eigenen Texten ihren Ausdruck errangen, sich der Werke des Schriftstellers B. Traven mit wachsender Begeisterung annahm und bei der Lektüre des *Totenschiffs* es nicht beließ. Recknagels Recherche über den sich in Anonymität hüllenden Autor führte zur Beschäftigung mit der Geschichte der Münchner Räterepublik wie jener Mexikos. Beiläufig gelangte er auch zum Werke Stirners, welches B. Traven gekannt.

Eine jede DDR-Erziehung hatte es unumgänglich mit sich gebracht, dass in den Werken und Zitaten der marxistisch-leninistischen Klassiker auch zum Zwecke der Kritik Theorien und Personen Erwähnung fanden, die kaum bekannt. - Keine Frage, beim Pflichtlesen der abzuarbeitenden orthodoxen Klassikertexte konnte sich der Freiheitsliebende einer mehr oder weniger bewussten Sympathie für die abtrünnigen Falschdenker nur schwer enthalten, was immer sie auch vertreten mochten – des Kennenlernens erschienen sie wert, versprachen sie doch in blumiger Vielfalt Bereicherung jenseits des schmalen Trichters der Staatsideologie. Hatte sich der auf Eigenständigkeit Bedachte erst mit ihnen beschäftigt, konnte mitunter er sogar den Klassikern des Marxismus-Leninismus Zustimmung zollen, doch erschien eine solche ihm dann nicht mehr als Dressurerfolg staatlicher Bildungsdompteure. Sie war so nicht verlangt worden, nicht mit der verhüllt drohenden Geste der Herrschenden als freie Meinungsäußerung erdungen. Auch Stirner fand als der *„Heilige Max“* den Hohn Karl Marx'. So bemerkte Jens A. zu seiner Verwunderung, dass ihm bei Marx ein Stirner schon begegnet war.

Dass Stirners Hauptwerk *„Der Einzige und sein Eigentum“* sogar zu jenen Büchern zählte, die er in der Bibliothek zu lesen erhielt, freute Jens A. durchaus. Wie oft hatte er in der *Deutschen Bücherei* schon Bestellzettel vergeblich ausgefüllt und sie mit dem unerbittlichen Stempel *„Nur für den wissenschaftlichen Gebrauch!“* zurückbekommen. Auf diese Weise lernte der DDR-Bürger erfahren, dass seine Bildung und besonders deren Grenzen dem Staat nicht gleichgültig sein konnte, dass dieser sich überaus fürsorglich zeigte.

Als Jens A. den *„Einzigen“* las, fragte er sich in wachsendem Maße, wieso der Staat habe so nachlässig vorgehen können, wieso ein solches Buch in all seiner subversiven Kraft habe dem Leseverbote entrinnen können. Er tröstete sich mit der Möglichkeit, dass es auch unter jenen, die ihren Geist in den Dienst der Partei

gestellt hatten, einerseits durchaus Dummköpfe geben könne, die den Inhalt so manchen Buches nicht hinreichend erfassten, andererseits vielleicht sogar solche, die sich mit wachsender Belesenheit bewusst wurden, wofür sie funktionierten und dann schamhaft das eine oder andere Buch absichtlich dem Verbote entgleiten ließen, um sich in übler Rolle durch bewusste Fehler ein Ich zu behaupten. Auf gegnerischer Seite heimliche Verräter zu vermuten, schien Jens A. nicht gänzlich abwegig, mochte deren Zahl im Vergleich zu jenen Menschen, die ihr Ich willig aufzugeben bereit waren, auch verschwindend gering sein. Wie dem auch war – Jens A. konnte Stirner lesen. Er schrieb sich emsig ganze Abschnitte heraus, um sie außerhalb der Bibliothek nachlesen und bedenken zu können. Kaum hatte er das Werk zurückgegeben, nahm er seine Freundin mit in die Bibliothek und sie bestellte es ebenfalls. Er hatte sich inzwischen den von John Henry Mackay zusammengetragenen kleineren Arbeiten Stirners zugewandt. Auch diese durften gelesen werden.

3

Gern hielt sich Jens A. in Leipzig in der *Deutschen Bücherei* auf, im weiten, mit dunklem Holz gestalteten alten Lesesaal. Inmitten der Gemeinde schweigsamer Leser richtete sich seine Neugier trotz aller Lesebeschränkungen ins Menschheitswissen, verband sich mit der Welt jenseits aller Grenzen. Vor der schweren Eingangstür des majestätischen Gebäudes rauchte er wie so oft auf dem Treppenabsatz eine Zigarette, als er eines anderen Rauchers, den aus dem Café flüchtig er kannte, gewahr wurde. Er hatte sich einmal mit ihm über die Möglichkeit unterhalten, wie ein Antrag auf Ausreise aus der DDR zu stellen sei. Sie wussten sich einig im Willen, nicht in der DDR zu sterben, wie in der Gewissheit, dass die Welt mehr zu bieten habe. Solche Überzeugungen ließen Menschen einander schnell sympathisch werden. Sie wussten sich von da an in der Nichtöffentlichkeit einer anonymen Minderheit verbunden.

Jens A. war überrascht, den Anderen nun im Gespräch auch als einen Kenner Stirners zu entdecken. Der Andere schien nur wenig älter, wohl etwa dreiundzwanzig, war sehr schlank, trug einen dunklen Bart. Noch am späten Abend philosophierten sie beim Weine miteinander. Der Andere schien die Begeisterung für Stirner nicht in gleichem Maße zu teilen, wandte ein, dass konsequenter Solipsismus zwar unwiderlegbar sei, aber ebenso zur Kritik wie zur Rechtfertigung des Bestehenden tauge. Radikaler Nominalismus hinterschritte selbst das Ich, welches nur im Gegenüber Grenzbegriff werden könne. Stirner schien dem Anderen in der Welterkenntnis nicht das letzte Wort zu bieten. Er hob ab auf die Frage nach der Interpretation des Werkes, versuchte es als eine – wenn

auch bemerkenswerte – Episode in die Geschichte der Philosophie schnöde einzugliedern. Jens A. widersprach vehement, betonte den radikal ahistorischen Anspruch Stirners, die Beziehung zwischen Ich und Welt neu zu bestimmen. Desillusionierung pur sei durch Stirner unüberholbar einmalig geleistet worden, Therapie von jedem *„Sparren“* angesagt. Der Andere bejahte, lies sich jedoch nicht davon abbringen, Stirners Grenzen feststellen zu wollen. Selbst die rückhaltlose Begeisterung für Stirner hinterfragte der Andere, versuchte sie als Phänomen zu deuten, das gerade für einen selbstbewussten Menschen unter den Machtverhältnissen des DDR-Regimes besonders verführerisch sei, spitze sich doch alle Individualität in der Selbstwahrnehmung zum Verbrechertum am Staate unumgänglich zu, sei Macht der Herrschenden doch so geballt, dass ein jegliches Ich seine *„Sache auf Nichts gestellt“* sehen müsse. Er verwies auf Nietzsches Stirner-Rezeption und die Perspektivität von Macht. Jens A. behagte eine solche Relativierung Stirners wie seines Verständnisses von ihm gar nicht, doch einen Gesprächspartner gefunden zu haben, mit dem sich über Stirner streiten ließ, bedeutete ihm viel.

Im nächsten Gespräch nach einem Bibliotheksbesuch brachte Jens A. sein Stirner-Verständnis auf die Bekenntnisformel: Wer sich als Stirners Schüler versteht, ist auf dem Wege zu sich selbst, lernt sich in den Grenzen seiner Macht begreifen. Der andere hakte da fest ein und diskutierte lange mit ihm über Macht als Relation. Irgendwann glitten sie von philosophischen Fragen auf solche des Alltages hinüber. Sie entdeckten, dass sie inzwischen beide einen Antrag auf Ausreise aus der DDR gestellt, beide dem Staate deutlich gemacht hatten, dass sie zum Bleiben nicht gewillt. Sie hatten nun nichts mehr als ihre Ketten zu verlieren. Wer dem Staate Absage so konsequent erteilte, blieb der Staatsmacht dennoch ausgeliefert, da in des Staates Willkür stand, wann er auf Leibeigenschaft verzichtete.

Jens A. hatte sich in den Kopf gesetzt, nicht länger als ein Jahr warten zu müssen. Einen Grund für diesen Glauben vermochte er nicht zu nennen. Der Andere tat ein solches Herangehen als einen absonderlichen Spleen ab. Er warnte eindringlich davor, angesichts einer Herrschaftsform, die kaum Chancen des Einflusses auf ihre Entscheidungen gestattet, sich Ziele ins Unberechenbare zu setzen.

4

Fast ein Jahr darauf trafen sie sich zufällig im bekannten Café im Stadtzentrum wieder. Jens A. arbeitete dort inzwischen regelmäßig einige Stunden in der Küche, um sich Ernährung, Schnaps und Freizeit in ausgewogenem Verhältnis leisten zu

können. Sein Traum, binnen eines Jahres das Land verlassen zu haben, war an der Frist zerstoben. Der Andere stellte das leicht hämisch fest. Später spielte er im Gespräch süffisant lächelnd auf einen möglichen Zusammenhang von Schnapsverbrauch und dem einseitigen Beharren auf dem ewigen Stirner an. Jens A. schien beleidigt, doch war ihm ebenso anzumerken, dass er sich diese Schwäche nicht spüren lassen wollte. Die Freude, sich über Stirner streiten zu können, verdeckte den Ärger schnell. Ein Cognac half dabei. Der Andere riet ihm, sich in irgendeiner Weise oppositionell gegen den Staat zu engagieren, was ihm und anderen wenigstens helfen könne. Was nütze es ihm, sich als Individualanarchist zu fühlen, wenn dies die Welt beließe, wie sie ist? Könne passive Selbstgefälligkeit inmitten einer Diktatur dem genügen, der sich der Zustimmung zu ihr konsequent versagt? Jens A. fühlte sich provoziert und gestand dem Anderen doch belustigt ein, dass dieser ganz Unrecht nicht haben könne.

5

Jens A. war nicht ganz so untätig geblieben, wie es dem Anderen wohl schien. Er hatte inzwischen Bakunin gelesen, Kropotkin und Proudhon, doch in seinen Augen spielten sie, wo sie Bedeutendes schrieben, nur mit dem, was Stirner schon deutlicher zu äußern gewusst, und verließen verräterisch den Standpunkt des radikalen Individualismus.

Nun wandte er sich als Leipziger dem einst hier lehrenden legendären Philosophen Ernst Bloch zu, las *„Freiheit und Ordnung“*, ein Reclamheft, gerade 1985 erstmals in der DDR verlegt, versprach sich Subversives. Bald gelangte er auf Seite 129 zu jener Stelle, wo Bloch Bakunin zitiert, wie dieser wiederum Proudhon:

„Von Bakunin stammt aber auch die schreckhafte Äußerung (1868, in einem Brief an Chassin, ein Mitglied der Bakuninschen ‘Fraternité international’): 'Unser aller großer Lehrer Proudhon sagte, die unglückseligste Kombination, die kommen könnte, sei die, daß der Sozialismus sich mit dem Absolutismus verbände: die Bestrebungen des Volkes nach ökonomischer Befreiung und materiellem Wohlstand mit der Diktatur und der Konzentration aller politischen und sozialen Gewalten im Staat. Mag uns die Zukunft schützen vor der Gunst des Despotismus; aber bewahre sie uns vor den unseligen Konsequenzen und Verdummungen des doktrinären oder Staatssozialismus ... Es kann nichts Lebendiges und Menschliches gedeihen außerhalb der Freiheit, und ein Sozialismus, der sie aus seiner Mitte verstieße oder sie nicht als einziges schöpferisches Prinzip und als Basis annähme, würde uns geradewegs in die Sklaverei und die Bestialität führen“.
– Solche Sätze – dachte Jens A. und hielt inne – welch prophetische Warnung,

welch scharfsinnige Prognose! Sofern das Eintreten aufgestellter Prognosen als einer Theorie klarer Beweis gelten dürfe, so war er für Anarchismus hinreichend erbracht. Jens A. frohlockte.

Er las begeistert weiter, las Blochs Kommentar: *„In diesem Sätzen steckt eine ganze Monomanie von Autoritätshaß, zugleich enthalten sie die deklamierende Verblasenheit wie das Undurchdachte, in Unmittelbarkeiten sich erschöpfende Freiheitsgefühl der anarchistischen Utopie. Nicht das Kapital ist ihr das Hauptübel, sondern der Staat; auf diesen ist der Haß Bakunins primär fixiert, alles andere erscheint ein Übel zweiten Grades, ja ein abgeleitetes. Schafft man den Staat ab, so geht auch das Kapital zugrunde, denn es lebt nur von Gnaden dieses Konglomerats aus Kerkern, Soldaten und Gesetzen, ja ist angeblich von ihm, als dem ältesten Unterdrücker, abgeleitet. Nach der anarchistischen Theorie wurde der Staat einzig von Eroberern geschaffen und den Unterworfenen auferlegt, die eben dadurch erst zur Fronarbeit und zum Helotentum gebracht worden sind. Der politische Unterdrücker Staat geht hiernach zeitlich wie ursächlich der Ausbeutung voran und bleibt ihr übergeordnet. Folgerichtig diagnostiziert Bakunin den Staat, bei Marx eine bloße ökonomische Funktion, als Herd und Ursprung des gesamten Ausbeutungsverhältnisses und stellt, zum Unterschied von den Marxisten, die Abschaffung dieser Funktion ins Zentrum. Bei den Marxisten geschieht dem Staat nicht einmal die Ehre, eines abgeschafft zu werden, er stirbt vielmehr, nach dem berühmten Satz von Engels, mit dem Verschwinden der Klassen von selber ab.“*

Tief enttäuscht von Blochs Verständnislosigkeit für die Wirklichkeit des realen Sozialismus schlug Jens A. das Buch zu. Die gespreizte Hand schob er über die Stirn tief ins Haar und schloss die Augen. Es schien ihm wie ein makabrer Witz, dass Bloch dies geschrieben hatte, ihm aus Abneigung gegen Anarchisten der Blick auf die Wirklichkeit des Sozialismus verstellt geblieben sei. Jens A. meinte fortan zu wissen, weshalb gerade dieser Text aus Blochs *„Prinzip Hoffnung“* in der DDR erschienen war. Wohlüberlegte Auswahl des Textes lässt selbst Gegner dem Staate der Brauchbarkeit fügsam werden. Doch wie sollte jemand schreiben, dessen Anspruch es ist, sich vor dem Missbrauch seiner Worte dauerhaft zu hüten, der einen Text so deutlich fügen möchte, dass er nie einer ungewollten Interpretation sich schmiegen möge? Vielleicht wie B. Traven, vielleicht wie Kafka?

6

Als er den Anderen im Café traf, sprachen sie lange über Bloch; Marx’ Vision von Kommunismus verglichen sie mit Stirners Gesellschaftskonzept von *„Vereinen der Einzigen“*. Jens A. fasste spontan den Entschluss, endlich einen solchen Verein zu gründen, einen Verein der Stirnerianer und sonstigen Individualisten.

Der Andere zeigte sich belustigt darüber und fragte Jens A., ob nicht er nun mit seiner „Schnapsidee“ dem Blochschen Irrtume zu unterliegen drohe, ob er nicht wisse, wo er lebe, da doch schon öffentliche Ansammlungen ab drei Personen der möglichen Verhaftung preisgegeben seien. Wie wolle er in einer DDR gleichsam „von unten“ aus der Perspektive der Einzelnen einen Verein gründen? Selbst wenn sich Tausende dazu versammelten, käme diese Aufgabe der Beseitigung der DDR gleich. Allein mit zu wenigen Mutigen sei das Selbstmord oder mindestens die frontale Auslieferung in die gefürchteten Gefängnisse des Staates. Ironisch fügte der Andere hinzu: *„Oder glaubst du, es habe sich etwas geändert, nur weil sie die Phraseologie kürzlich um einen weiteren »Widerspruch in sich« erweitert haben, sie jetzt vom »sozialistischen Rechtsstaat« tönen?“*

Jens A. missfiel es, dass eine Möglichkeit zur Verwirklichung der Ideen Stirners schnöde ins Reich der belustigenden Absurditäten abgedrängt worden war. Gleichzeitig musste er dem Anderen darin recht geben, dass es eine Dummheit sei, sich vom Staate einfach unüberlegt nach wirkungsloser Tat aburteilen zu lassen. Das wäre auch im Sinne Stirners dümmliche Fehleinschätzung der eigenen Macht.

7

Zumindest zum Spaße wollte er die rechtlichen Umstände prüfen. Er sagte sich vom Alkohol entschieden los, verlieh seinem Drang klares Ziel. Schon des Morgens fand er sich in der Bibliothek ein, wälzte *„Gesetzblätter der DDR“*, las juristische Kommentare, tat sich das Deutsch der DDR-Juristen in Überdosis an. Geahntes verdichtete sich, gewann Kontur. Er begann zu begreifen, sah erstmals in der Verfassung nach, die so viel Unerlebtes zu erlauben versprach, dass er mitunter mehrmals las, was allzu unglaublich ihm schien. So zum Beispiel, dass niemand benachteiligt werden dürfe, der seine Meinung frei und öffentlich äußert. Doch jede Freiheit, die dort gewährt, verlor sich in den ausführlichen Gesetzen ganz. Allüberall klafften Sackgassen im Gesetzestext. Es war ihm als schritte er einen Käfig aus, in dessen Mitte der Nebel noch unbegrenzte Weite in alle Richtungen ahnen ließ, dessen Enge erst in der Nähe der festgefügten Stäbe spürbar wurde.

Dem Vereinigungsrecht erging es nicht anders als anderen Freiheitsrechten. Voller Verheißung war in Artikel 29 der Verfassung zu lesen: *„Die Bürger der Deutschen Demokratischen Republik haben das Recht auf Vereinigung, um durch gemeinsames Handeln in politischen Parteien, gesellschaftlichen Organisationen, Vereinigungen und Kollektiven ihre Interessen in Übereinstimmung mit den Grundsätzen und Zielen der Verfassung zu verwirklichen.“* – Das klang gut. Die

Gesetzblätter offenbarten detailliert, wie eine Vereinigung zu gründen sei. Satzung, Ziele und gesellschaftliches Erfordernis mussten je nach geplanter Ausbreitung schriftlich ausgearbeitet der entsprechenden Ebene des Innenministeriums eingereicht werden. Also ein Stadtbezirksverein musste bei der Abteilung Inneres des Stadtbezirkes, ein DDR-weit geplanter Verein hingegen beim Innenministerium angemeldet werden. Diesen Institutionen oblag dann die Entscheidung über die Zulassung der Gründung einer Vereinigung. Jens A. begriff, dass praktisch Vereinigungen nur gegründet werden konnten, wenn sie den Segen des Staates im Voraus erhielten, der Staat sich die freie Willkür gesichert hatte, das gesellschaftliche Erfordernis zu definieren.

Auf seiner alten Schreibmaschine tippte Jens A. die erforderlichen Papiere für den *„Verein revolutionärer Individualisten“*. Die Satzung geriet kurz und auf Unumgängliches beschränkt. Die gesellschaftliche Notwendigkeit fand klar Begründung: *„Die Gegenwart des Sozialismus in der DDR zeigt deutlich, dass der Staat entgegen der marxistischen Theorie nicht im Absterben liegt, sondern im Gegenteil den Weg zum Kommunismus vollständig blockiert. Der revolutionäre Prozess gesellschaftlicher Veränderung ist schon lange zum Stillstand gekommen. Dieser Situation einen Ausweg zu bieten, darauf zielt der Verein. Die Mitglieder wollen sich das revolutionäre Erbe Max Stirners aneignen, um einen Prozess der Bewusstseinsbildung einzuleiten, der dem Staate zum verdienten Absterben verhelfen wird.“* Eine solche Aufgabe sollte sich nicht in regionaler Enge bescheiden, also konnte nur das Innenministerium der Adressat sein.

Noch zögerte Jens A. den Antrag abzusenden: Die Freude über den gelungenen Streich kämpfte mit dem Erschrecken vor dem eigenen Mut.

8

Jens A. suchte den Anderen erstmalig zu Hause auf. Er trat in ein karges schmuckloses Zimmer und begrüßte auch die Freundin des Anderen, ein sinnlich-molliges Wesen mit tiefschwarzen Locken und großen neugierigen Augen. Beide lauschten den Ausführungen zu seinem Projekt aufmerksam, anfangs fragend, dann lächelnd, aber mit anerkennendem Nicken. Am Ende brachen sie in haltloses Gelächter aus.

Der Andere rief: *„Kant wär´ erfreut. Einfach toll, dieser Legalismus, Herr Anarchist!“* Die Freundin wandte sich an Jens A. und fragte betont ernst, ob er auch das Strafmaß für staatsfeindliche Tätigkeit nachgelesen habe, woraufhin ihr Gelächter noch lauter erklang. Sein fragendes Gesicht schien ihr Anlass genug. *„Stell dir vor, es gibt Gesetze, die keiner anwenden soll, doch dann kommt ein Anarchist – sagt sich: »Diktatur, na und – das Gesetz lass ich mir nicht nehmen!«“*,

lachte der Andere. Erst bei einer Tasse Kaffee fanden die beiden zu einer Sachlichkeit, wie Jens A. sie sich wünschte.

Der Andere sprach ihm seine Hochachtung angesichts des gelungenen Witzes aus, beschwor ihn zugleich, diese Texte nicht abzusenden. Es sei aber zu überlegen, wie die köstliche Idee mit Vorsicht so abzuändern sei, dass sie nicht strafrechtlich gegen Jens A. gekehrt werden könne. Es gälte die Absurdität des Gesetzes zu überbieten, um sie gegen den Gesetzgeber zu stülpen.

Die Freundin fragte: *„Warum willst du unbedingt Stirner so hervorheben? Wie wäre es mit einem Verein zur marxistisch-revolutionären Bewusstseinsbildung? Wie stünde es mit einem Verein zur Aufarbeitung des revolutionären Erbes – wunderschöne Phrase aus dem Ideologierepertoire! – der Linkshegelianer, dann hättest du auch Stirner mit drin?“* Ihr Vorschlag überzeugte. *„Mit welcher Begründung will der Staat diese Vereinsgründung ablehnen?“*, warf der Andere lachend ein. *„Ich stelle mir gerade die Gesichter im Ministerium des Innern vor, wenn sie um eine Begründung für die Ablehnung ringen, wütende geballte Gesichter, die sich erbost dagegen verwahren, als Prellbock auf dem Wege zum Kommunismus entdeckt worden zu sein“*, malte sich die Freundin das Geschehen aus, *„Sie können dir nur eine Antwort schreiben, die du dir zur steten Belustigung gerahmt übers Bett hängen kannst, oder sie gestatten dir umgehend die Ausreise, um der Antwort auszuweichen. Das ist wunderschön gelungen.“*

Sie waren sich einig, dass das Risiko der Strafverfolgung weitestgehend ausgeschlossen werden müsse. Der Verein erhielt nun den harmlosen Namen *„Verein zur Aneignung des revolutionären Erbes“*. Die gesellschaftliche Notwendigkeit des Vereins wurde anders begründet: *„Die marxistische Analyse der entwickelten sozialistischen Gesellschaft der DDR zeigt, dass ein Stadium der Stagnation der Entwicklung eingetreten ist. Die einst so nah geglaubte Phase des Kommunismus entrückt scheinbar in eine immer fernere Zukunft. Die Ausrede, die Fortexistenz des Kapitalismus erfordere die Stärkung des Staates, kann nicht ernst genommen werden. Hätte Lenin so kleinbürgerlich gedacht, so hätte er die Weltrevolution abwarten müssen. Nur die revolutionäre Bewusstseinsbildung kann einen Ausweg aus der Krise schaffen. Der Verein soll sich der Aneignung des revolutionären Erbes der Junghegelianer widmen, die Lehren von Marx, Engels und Stirner zur Abschaffung des Staates mit Leben erfüllen.“*

Auf die Hervorhebung Stirners hatte Jens A. bestanden. Die Freundin jauchzte: *„Das kann auch der Innenminister nicht als staatsfeindlich verstehen und wenn, begibt er sich in Gefahr, sich lächerlich zu machen. Was könntest du mehr wollen?“*

9

Den Antrag auf Vereinsgründung schickte Jens A. als Einschreibebrief ab. Noch bevor die Frist der Beantwortung abgelaufen war, erhielt er den sogenannten *„Laufzettel"*, mit dem sich der Staatsbürger vor seiner Entlassung bei verschiedenen Institutionen abmelden musste. Jens A. erhielt den Tag genannt, an welchem er spätestens das Land zu verlassen habe, wenn er keinen Ärger wolle. Er wurde betont korrekt behandelt.

Nach seiner Ausreise wurden einige der Freunde und Bekannten von Jens A. zur Vernehmung abgeholt und befragt, ob sie Mitglieder einer unangemeldeten staatsfeindlichen Vereinigung gewesen seien und nach den Namen weiterer Mitglieder. Die Verhöre verliefen ergebnislos.

Die Freundin von Jens A. wurde mehrfach vernommen, weil ihr unterstellt wurde, sie habe Stirner selbst gelesen. Als sie das verneinte, wurde ihr der Bestellzettel des Buches aus der *Deutschen Bücherei* vorgelegt, den sie selbst ausgefüllt hatte. Sie gestand dies ein, obwohl sie das Buch nie gelesen hatte, bestritt jedoch hartnäckig, in einer illegalen Vereinigung Mitglied gewesen zu sein, zu deren Gründung es nie gekommen war. Ein halbes Jahr später konnte sie die DDR verlassen und ihrem Freund Jens A. nach Westberlin folgen.

(Die in dichterischer Freiheit gestaltete Begebenheit hat sich tatsächlich ereignet. Eventuelle Ähnlichkeiten der Personen mit lebenden Menschen sind reinem Zufall geschuldet und selbstverständlich unbeabsichtigt.)

◆

Dieser Text ist veröffentlicht unter der
Creative Commens BY-NC-ND-Lizenz:
http://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/de/
Wollen Sie den Text weitergehend nutzen,
nehmen Sie bitte Kontakt mit dem Autor auf!